

Ellen Vaughn

# Elisabeth Elliot – Jahre des Wachsens

clv

*»Und Mose sah das ganze Werk,  
und siehe, sie hatten es gemacht;  
so wie der HERR geboten hatte,  
so hatten sie es gemacht.«*

2. Mose 39,43

Zu Ehren Mincayes –  
es macht mich froh, an ihn zu denken.  
Sein Leben ist ein Zeugnis von der wahrhaftigen  
Umgestaltungskraft Christi und der Hoffnung,  
dass Gottes Liebe und Vergebung  
zu allen unerreichten Volksgruppen dieses Planeten  
fließen werden.

Soli Deo Gloria



Mincaye mit Ellen Vaughn,  
Amazonas-Regenwald, Juli 2019

# Inhalt

Vorwort	11
<b>WERDEN</b>	15
Tod am Nachmittag	17
Der Geschichte auf der Spur	24
<b>WACHSEN</b>	37
GMT	39
Um jeden Preis	52
Diamantenschliff	56
Ein ganz kleiner Fisch	72
»Lass mich kein Klotz sein«	81
Eine Kühlhaus-Rose	87
Verschnitten für Christus	100
Geduld in Alberta	110
»Du hast bei allen einen fürchterlichen Eindruck hinterlassen ...«	117
Still sitzen	128
»Ich fühle mich gar nicht wie eine Missionarin«	135
»Ich frage mich manchmal, ob es richtig ist, so glücklich zu sein«	143
Die bunten Colorados	155
Der erste Tod von Elisabeth Elliot	160
Endlich!	176
Die Gemeinschaft der Heiligen bei Saints	195

Was hätte gewesen sein können	200
Ein Charakter-Ensemble	207
Der Kontaktaufnahme-Countdown läuft	218
Der zweite Tod	231
Christus der Anfang; Christus das Ende	241
Durchs Tor hindurch	249
Eine leere Wand	264
»Die Augen der Welt sind auf diesen Stamm gerichtet«	274
»Wenn sie mich umbrächten, immer noch besser«	286
Eine Missions-Schreckschraube	293
»Zur Hölle mit meinem Eifer!«	302
Kind lebt unter Mördern seines Vaters	315
»Wahnsinn, blanker Wahnsinn«	330
Zu Hause, doch nicht daheim	341
In der Grube	351
Zwei Frauen am Ende der Welt	360
Abbruch aller Brücken	369

## **WIRKEN** 383

Was danach geschah	385
Die irrelevante Frage	387
Die relevante Frage	392
Staub und Asche	395
Der nächste Schritt	399
Das Problem der Schmerzen	402
Anmerkung der Autorin	411
Endnoten	414
Bildnachweise	436



# Vorwort

Ich lag spät abends in einem Hotelbett, der Körper gelähmt, die zerknitterte Decke halb über meine nutzlosen Gliedmaßen gezogen. Es war ein seltsames Gefühl, meine Glaubensheldin auf diese Weise zu empfangen. Elisabeth Elliot näherte sich meinem Bett, ihre Bibel hielt sie fest an die Brust gedrückt. Ihr Lächeln gab ihrer eindrucksvollen Ausstrahlung eine sanfte Note. Ich war 26 Jahre alt, erprobt durch ein Jahrzehnt Tetraplegie, und dennoch ergriff mich Ehrfurcht.

Wir hatten beide auf derselben Konferenz gesprochen, und nach meinem Vortrag hatte Elisabeth um ein Treffen mit mir gebeten. Sie wollte mehr erfahren.

»Finden andere es denn so außergewöhnlich, den ›Stempel Christi‹ auf deinem Leben zu sehen?«, hatte sie gefragt. »Wenn das wirklich so ist, was sagt das dann über den Zustand der Christenheit aus?«

*Ich bin überhaupt nicht außergewöhnlich*, dachte ich, als Elisabeth ihren Rock glatt strich und sich mir gegenüber aufs Bett setzte. Doch ihre Bemerkung brachte es wirklich auf den Punkt – und das war es, was ich an ihr bewunderte. Mir gefiel ihre nüchterne Einstellung: zu leben, um täglich für Christus zu sterben. Das war eine sachliche Herangehensweise an die Dinge: Steh einfach wieder auf, mit Gottes Gnade, nimm Dein Kreuz auf die Schultern und folge Deinem Retter auf dem blutigen Weg nach Golgatha. Und beschwere Dich nicht darüber.

Ich lernte Elisabeth Elliot 1965 kennen, als ich an die Highschool ging und ihr Buch *Durchs Tor der Herrlichkeit* las. Das eindrucksvolle Foto der 29-jährigen Dschungel-Missionarin mit ihrem Baby auf dem Arm, die wie durch eine Wolke der Trauer aus einem Fenster schaut, faszinierte mich. Kurz zuvor war ihr

Mann nach nicht einmal drei Ehejahren von den Angehörigen genau jenes Stammes grausam erstochen worden, die er versucht hatte, für Christus zu erreichen. Was brachte sie dazu, auf dem Missionsfeld zu bleiben und dann das Evangelium eben jenen Menschen zu bringen, die Jim und seine Mitstreiter ermordet hatten? War Jesus das wert?

Ich hatte Gelegenheit dazu, mir diese Frage zu stellen, als mich kurz nach dem Schulabschluss ein Genickbruch in die dunklen Täler stieß, über die Elisabeth schrieb. Ich arbeitete mich durch ihr zweites Buch *Im Schatten des Allmächtigen* durch, indem ich, im Rollstuhl sitzend, die Seiten mit dem Radiergummi-Ende eines Bleistifts umblätterte. Diese Frau würde mir die ungeschminkte Wahrheit über Gott und das Leid zeigen, das war mir klar. Ich wollte wissen, ob Jesus das wert war. Wie erwartet kratzten ihre Worte nicht nur an der Oberfläche. Ich entdeckte, dass sie felsenfest davon überzeugt war, in ihrem Retter unvorstellbar großes Glück zu finden. Und nachdem ich weitere Bücher von ihr gelesen hatte, hörte ich den Geist Jesu in meinem Herzen flüstern: »Sei wie sie.«

Darum war es mir jetzt unglaublich kostbar, diese Privataudienz mit meinem Vorbild zu haben. Wir sprachen in diesem Hotelzimmer über vieles, stellten aber am Ende doch mit Erleichterung fest, dass keine von uns sich besonders außergewöhnlich vorkam. Wir waren einfach Nachfolger Christi, die durch Kostproben seiner Leiden in den vollen Genuss seiner Freude gekommen waren. Das Leid hatte unseren Herzen tiefe Wunden zugefügt, durch die seine Gnade und Freude im Überfluss hereinströmen und unsere Seelen weiten und füllen konnten. An diesem Abend genossen wir die liebliche Schönheit Jesu in der Überzeugung, dass er es mehr als wert war.

Es wurde spät. Elisabeth hatte einen Vortrag am nächsten Morgen, daher stand sie auf und sammelte ihre Sachen ein. Doch bevor sie ging, drehte sie sich um und sagte mit erhobenem Kopf: »Leid ist niemals umsonst, Joni.«

Die Zeiten haben sich geändert. Vielen jungen Menschen, die ich kenne, sagt der Name Elisabeth Elliot nichts. Sie leben in einer egalitären Kultur, in der jedes Leben außergewöhnlich ist, ob es nun den Stempel Jesu trägt oder nicht. Ihren Vorbildern fehlt es an heldenhaften Eigenschaften. Mut ist selten. Ein guter Charakter noch mehr. Moralische Reinheit wirkt unzugänglich. Leid muss um jeden Preis gelindert werden. Und wenn es nicht zu verhindern ist, muss man es durch Betäubung, Scheidung, Flucht oder Gebete beseitigen.

Dieses Buch könnte zu keinem besseren Zeitpunkt kommen. In dieser Zeit der Antihelden sehnen wir uns, wenn vielleicht auch unbewusst, nach einem glaubwürdigen Zeugen. Wir wollen einen Nachfolger Christi sehen, der der Sünde den Kampf ansagt und allen Widrigkeiten trotzt, einer, dessen fester Charakter nicht auseinandergenommen werden kann. Wir wollen jemanden sehen, bei dem man das Leben für Christus nicht vom Sterben für Christus unterscheiden kann. Wir sehnen uns nach einer packenden Geschichte, die es in sich hat. Eine Geschichte, die sich vom Mittelmaß abhebt. Die uns begeistert und beflügelt.

*[Dieses Buch]* bietet uns diese Geschichte. Und niemand kann sie besser erzählen als meine alte Freundin Ellen Vaughn. Biografien sind ihre Spezialität, denn sie vereint sorgfältige Recherche mit einem ganz unübertrefflichen Schreibtalent. Als ich dieses Buch, das Du gerade in Deinen Händen hältst, zum ersten Mal las, war ich fast so überwältigt wie das Gebäude, das beim ersten Test der Atombomben in die Luft flog. Ich war völlig begeistert von ihrer meisterhaften Erzählkunst und ihrem Intellekt; diese Frau hatte zwar eine ganz andere Persönlichkeit als meine Heldin Elisabeth Elliot – doch sie dachte und schrieb wie sie.

Auf den folgenden Seiten wirst Du die bemerkenswerteste Christin des letzten Jahrhunderts kennenlernen – und das, was sie in ihren Überzeugungen, ihrem Glauben und ihrer ungebrochenen Leidenschaft, für Christus Seelen zu gewinnen,

geformt und geprägt hat. Für die, die sie gut kannten, war sie Betty. Für die Welt war sie Elisabeth: nicht nur Soldatin, sondern Anführerin in Gottes Armee und Teil einer Reihe von Helden, die bereitwillig ihr Zuhause und Heimatland gegen ein Leben in Dschungeln und Höhlen tauschten, um Seelen für das himmlische Reich zu gewinnen.

Das ist die Art von Holz, aus der Elisabeth Elliot geschnitzt war. Dieses Buch zeigt auf, wie sie zu dieser Frau wurde; Ellens zweiter Band wird dann den Rest der Geschichte erzählen. Doch was Du hier lesen wirst, zeigt ganz klar, wie *normal* Elisabeth war, wie sie denselben Ablenkungen und Versuchungen ausgesetzt war wie wir alle – und was sie durch Christus *außergewöhnlich* werden ließ.

45 Jahre sind seit meiner Begegnung mit Elisabeth in diesem Hotelzimmer vergangen. Auch nach einem langen Leben mit Lähmung, chronischen Schmerzen und Krebs zieht mich ihr Vorbild noch an. Oft richte ich abends meinen Glauben beim wiederholten Lesen ihrer Klassiker neu aus. In der Tat wird mir heute Abend meine Pflegerin mit gekreuzten Beinen gegenüber sitzen und aus *Im Schatten des Allmächtigen* vorlesen. Wenn das Buch zugeklappt ist, ich in meinem Bett gedreht worden bin und das Licht aus ist, werden ihre Worte in meinem Herzen weiterleuchten.

Ich hoffe, Ellens Bericht von Elisabeths frühen Jahren gibt Dir einen erfrischenden Blick auf Gottes Gnade und seine Wirklichkeit in einer schwachen und zerstreuten Welt. Ich hoffe, Du stellst fest, dass dieselbe Gnade, die es der jungen Betty Elliot ermöglichte, eine Anführerin in Gottes Armee zu werden, auch Dir zuflüstert: »Sei wie sie.«

Joni Eareckson Tada

*Joni and Friends International Disability Center,*

2020

TEIL 1



WERDEN



## KAPITEL 1

# Tod am Nachmittag

Es passierte am 11. April 1948 in Wheaton im US-Bundesstaat Illinois, vierzig Kilometer westlich von Chicago. Jim Elliot war Student im dritten Jahr am *Wheaton College*; sein Hauptfach war Griechisch, er war ein Ringkampftalent, Poet und Spaßvogel. Er und seine drei Freunde – ein anderer Jim, Walt und Hobey – lachten und blödelten herum, während sie in Hobeyes 1946er *Nash* einstiegen, einem klassischen amerikanischen Auto der Jahrhundertmitte mit großen gerundeten Stoßstangen und Dreigang-Schaltgetriebe. Sie fuhren zu einem Krankenhaus in der Nähe, um Kranke zu besuchen und jedem, der hören wollte, von Jesus zu erzählen.

Der Nash erreichte den Bahnübergang in der *President Street* unweit des Campus. Die Züge der *Chicago and North Western Railway* beförderten neben Pendlern auch jede Menge Waren aus dem Westen nach Chicago, dem Tor zum Osten des Landes.

Die Ampel leuchtete auf; die Jungs konnten sehen, dass der schwere Güterzug noch mindestens eineinhalb Blocks weit entfernt war. Wie Zwanzigjährige so sind, fuhren sie drauflos. Der Bahnwärter rannte laut schreiend und gestikulierend aus seiner Hütte hinaus auf die Gleise an der Kreuzung. Um ihm auszuweichen, hielt Hobey mitten auf den Gleisen ruckartig an.

Als er versuchte, von den Gleisen runterzufahren, geriet Hobey in Panik und würgte den *Nash* ab. Er schaffte es nicht, die Kupplung zu lösen. Jim, Walt und Jim öffneten schnell ihre Türen, sprangen hinaus und brachten sich, nach ihrem Freund rufend, in Sicherheit. Hobey versuchte wieder, den Motor zu starten.

Über das Schreien der Jungs und des Bahnwärters legte sich das Kreischen von Metall auf Metall, als der Zugführer verzweifelt versuchte zu bremsen. Im letzten Moment öffnete Hobeys noch seine Tür und sprang vor dem Zusammenstoß ins Freie.

Der gewaltige Güterzug traf den *Nash* am Kotflügel hinten rechts, das robuste Auto wirbelte so schnell herum, dass er auch den linken vorderen Kotflügel noch traf, bevor er es wie eine Getränkedose zerquetschte. Statt an diesem Sonntagnachmittag plötzlich auf blutigen Gleisen zu sterben, waren die Jungs lediglich »durchgerüttelt und ernüchtert«, wie Jim Elliot seinen Eltern später schrieb.

Es war ein »knappes Entkommen«, sagte er. »Die Einzelheiten stimmen ungefähr, aber Zeitungsleute wissen ja nichts von den dienenden Geistern, die der Weltenherrscher aussendet«, um seine Leute zu schützen.

»Es machte mich recht nachdenklich, dass der Herr mich hier bewahrt hat«, schrieb er zum Schluss. »Sicher hat Er eine Arbeit irgendwo, in die Er mich hineinstellen will.«<sup>1</sup>

## DONNERSTAG, 5. JANUAR 1956

Der inzwischen 28-jährige Missionar Jim Elliot steht knöcheltief im Wasser des *Río Curaray*, irgendwo im geheimnisvollen grünen Regenwald im Osten Ecuadors. Er hat die Aufgabe gefunden, für die Gott sein Leben auf jenen Bahngleisen vor acht Jahren bewahrt hatte.

Wegen der Hitze nur in Unterwäsche gekleidet, ruft er, mit Sprachnotizen in der Hand, Worte der Freundschaft und guten Stimmung – so etwas wie: »Wir kommen in Frieden!« Die vier anderen Missionare – Nate, Ed, Pete und Roger – lachen darüber, wie Jim sich vor dem gleichgültigen Dschungel die Seele aus dem Leib schreit und dabei eine Million Mücken abwehren muss.



Jim predigt zum Dschungel, Januar 1956

Dieses Extrem-Camping ist das Ergebnis jahrelanger Gebete, Hoffnungen und Planungen. Jeder dieser Missionare, die mittlerweile unter anderen indigenen Stämmen arbeiten, hat eine ungewöhnliche Zuneigung zu einer unerreichten Volksgruppe entwickelt, die als die *Aucas* bekannt sind, seit Generationen isoliert wie im Steinzeitalter leben und jeden Außenstehenden, der sich auf ihr Gebiet wagt, töten.

Der Stamm sollte später unter seinem eigentlichen Namen *Waorani* (= das Volk) bekannt werden. Der Begriff *Auca* (= Feind, Wilder), der vor vielen Jahren in Ecuador verwendet wurde, wird heute als Beleidigung gesehen.\*

---

\* Ich habe mich dazu entschieden, den Stamm in diesem Buch »Waorani« zu nennen, sowohl in meinem eigenen Text als auch in den zitierten Worten anderer, die aus einer Zeit stammen, als die verunglimpfende Bezeichnung »Auca« in alltäglicher – und argloser – Weise benutzt wurde. Wäre ich Historikerin, Anthropologin oder Linguistin, hätte ich mich vielleicht anders entschieden. In den 1950er- und 60er-Jahren war es für Missionare, Journalisten, Laien und alle anderen üblich, den Begriff »Auca« zu verwenden.

Diese fünf jungen Missionare glauben daran, dass sich an der gewaltvollen Lebensweise der Waorani etwas ändern kann. Seit Jahren träumen sie schon davon, den Stamm mit der Liebe Jesu bekannt zu machen. In den letzten dreizehn Wochen haben sie ihre guten Absichten deutlich gemacht, indem sie einer kleinen Waorani-Siedlung tief im Dschungel mithilfe eines ausgeklügelten Eimerabwurfsystems aus Nate Saints tieffliegendem Flugzeug heraus Geschenke brachten. Die Waorani zeigten bald begeisterte Reaktionen und schickten selbst Geschenke – geräucherten Affenschwanz, Tonwaren, einen Papagei – in dem Eimer zum Flugzeug hinauf.

Nachdem ihr Freundschaftsangebot also angenommen und erwidert worden ist, glauben die Missionare, dass die Zeit reif ist für ein persönliches Treffen.

Sie haben in der Nähe der Waorani-Siedlung einen Lagerplatz eingerichtet, den sie »Palm Beach« genannt haben. Um sicher schlafen zu können, haben sie ein Baumhaus gebaut. Mit ihren Frauen auf den Missionsstationen kommunizieren sie über Funk (codiert, weil der Kanal auch von anderen Missionaren in der Region genutzt wird). Wegen des ausgesprochen schlechten Rufs, der dem gewalttätigen Stamm vorausleitet, ist ihr Einsatz streng geheim. Bis jetzt.

»*Biti miti punimupa!*«, ruft Jim fröhlich, den Rücken mit den breiten Schultern den Freunden, das Gesicht dem Dschungel zugewandt. *Ich mag euch, ich will euer Freund sein!* »*Biti winki pungi amupa!*« *Wir wollen euch sehen!*

---

Die Kontaktaufnahme mit dem Stamm 1956 wurde zum Beispiel historisch bekannt als »Unternehmen Auca«. Sie »Unternehmen Waorani« zu nennen, wäre ein Anachronismus. Aber eine auf Ethnie, Behinderung oder Sonstiges bezogene Beleidigung zu lesen, ohne negativ auf den zu reagieren, der sie geäußert hat, fällt mit einer vom 21. Jahrhundert geprägten Geisteshaltung schwer. Hätten die Missionare und Journalisten, die ich in diesem Buch zitiere, den Begriff »Auca« beleidigend gemeint, hätte ich ihn in der Tat beibehalten, um der ursprünglichen Absicht gerecht zu werden. Aber sie verwendeten ihn ohne Vorurteile und zumeist, im Fall der Missionare, mit großer Liebe.

Was Jim nicht weiß, ist, dass die Gesellschaft der Waorani auf Familienverbänden basiert und es in ihrer einzigartigen Sprache kein entsprechendes Wort für »Freund« gibt. Die Redewendungen, die ihm eine vor Jahren vor ihrem Stamm geflohene Waorani beigebracht hat, sind entstellt. Seit sie unter den Quechuas lebt, hat sie viel von ihrer Muttersprache vergessen, und hat unbewusst Laute hinzugefügt, die den Waorani unverständlich sind.

Daher kommt keine Antwort aus dem Dschungel. Doch Jim und die anderen Männer haben das Gefühl, dass die Waorani – Meister im Verstecken – sie beobachten.

Mehr als sechzig Kilometer nordwestlich von Jim Elliots herzlich gemeinten Ansprachen entfernt, sitzt seine junge Frau an ihrem Holztisch in Shandia, der Missionsstation, wo Jim und sie unter einer Quechua-Gruppe arbeiten. Elisabeth ist groß, schlank und blauäugig, hat hellbraune Haare, Grübchen und eine markante Lücke zwischen ihren Vorderzähnen. Ihr Gesicht strahlt Intelligenz und Neugier aus. Da es im Dschungel viel Interessantes zu sehen gibt, ist sie genau am richtigen Ort.

Elisabeth hat die Schlafphase ihrer zehn Monate alten Tochter dazu genutzt, in ihr kleines schwarzes Tagebuch zu schreiben. Aus ihrem Füller ergießt sich ein Text in leuchtend blaugrüner Tinte auf das glatte weiße Papier.

»Jim ist nun zu den Waorani gegangen«, schreibt sie. »Mein Herz sehnt sich und verlangt nach ihm. Ich habe diesen Monat eine große Kluft zwischen uns gespürt, und mich danach gesehnt, sie irgendwie zu überbrücken ... Ich kann mich kaum davor zurückhalten, ihn mit Liebe zu überschütten, ihm zu sagen, wie sehr ich ihn liebe und für ihn lebe.«<sup>2</sup>

Doch sie ist begeistert vom Waorani-Projekt, weil sie den Wunsch ihres Mannes und der anderen Missionare teilt, dass diese Volksgruppe die Chance bekommt, das Evangelium zu hören. Sie hatte sich dafür ausgesprochen, dass nur sie und

Baby Valerie Jim begleiten sollten, mit der Begründung, dass ein Angriff des Stammes bei einer Familie sehr viel unwahrscheinlicher sei als bei einer Gruppe von fünf Männern.

Diesen Streit hatte sie verloren, was ungewöhnlich war.

Also wartet sie nun zu Hause.

## FREITAG, 6. JANUAR 1956

Drüben in *Palm Beach* stellten sich Jim und seine Begleiter gerade darauf ein, einen weiteren langen Tag mit Predigten für Bäume und Insekten zu verbringen, als auf der anderen Seite des Flusses zwei Frauen geräuschlos aus dem Dschungel traten. Sie waren nackt und hatten die charakteristischen gedehnten Ohr-läppchen und die Hüftbänder der Waorani.

Jim Elliot stürzte sich in den Fluss, fasste ihre Hände und geleitete sie auf die andere Seite. Nate, Ed, Roger und Pete hießen sie mit viel Nicken, Lächeln und lebhaften fröhlichen Gebärden willkommen. Angesichts des freundlichen Empfangs trat auch ein Waorani-Mann aus dem Laub hervor.

Der restliche Tag war ein heiteres Aufeinanderprallen der Kulturen. Die Indianer hatten keine Ahnung von dem, was die Nordamerikaner sagten, und andersherum ebenso. Doch die Besucher sahen sich Kameras, Zeitschriften, Flugzeug und Ausrüstung der Männer genau an, probierten das Insektenschutzmittel aus, aßen einen Hamburger und tranken Limonade. Der Mann flog mit Nate sogar eine Runde mit, und als sie das Waorani-Dorf überflogen, lehnte er sich weit aus der Piper, rief und winkte seinen erstaunten Stammesgenossen zu.

Später am Nachmittag stand die junge Frau plötzlich auf und ging in den Dschungel. Der Mann folgte ihr. Die ältere Frau blieb noch plaudernd bei den Missionaren sitzen. Während die Missionare abends in ihr zehn Meter über dem Boden gelegenes Baumhaus kletterten, schlief sie neben dem Lagerfeuer.

Vor lauter Aufregung konnten die Missionare kaum schlafen. Es war der erste freundschaftliche Kontakt mit diesem unberührten, gewalttätigen Stamm. Sie beteten dafür, dass sich hier dem Evangelium ein neues Gebiet erschloss.

## SONNTAG, 8. JANUAR 1956

Elisabeth Elliot badete Valerie in ihrem Haus in Shandia und räumte auf. Sie betete für Jim, Nate, Ed, Pete und Roger.

In *Palm Beach* hatten sie am langen, heißen Vortag keinen erneuten Besuch der Waorani bekommen. Doch als Nate Saint an diesem Sonntagmorgen, dem 8. Januar, über die Baumkronen flog, entdeckte er eine Gruppe nackter Menschen, die den Fluss in Richtung *Palm Beach* durchwateten.

Er schwirrte schnell zurück zum Lagerplatz. »Es ist so weit!«, rief er Jim, Pete, Ed und Roger beim Landen zu. »Sie sind auf dem Weg zu uns!«

Um 12:30 Uhr funkte Nate seiner Frau die Neuigkeiten. Er erzählte ihr von der Waorani-Gruppe, die er gesichtet hatte. »Betet für uns«, sagte er. »Heute ist es so weit! Ich melde mich wieder um 16:30 Uhr.«

Das Ereignis, das manche für den Auslöser der christlichen Missionsbewegung der zweiten Jahrhunderthälfte halten, dauerte weniger als fünfzehn Minuten. Der Such- und Bergungstrupp stieß Tage später auf das Massaker. Als sie Nates blutigen Körper aus dem *Río Curaray* fischten, sahen sie, dass seine Uhr um 15:12 Uhr stehen geblieben war.

## KAPITEL 2

# Der Geschichte auf der Spur

Als an diesem Januartag vor vielen Jahren Jim Elliot und seine Missionarskollegen ihren letzten Atemzug taten, wusste niemand davon, außer denjenigen, die sie getötet hatten. Elisabeth Elliot und die anderen Frauen gingen weiter ihren Pflichten nach – unterrichten, das Funkgerät besetzen, kleine Kinder versorgen. Sie beteten ernstlich für ihre Männer, ohne zu wissen, dass diese in ein Reich übergegangen waren, in dem sie kein Gebet mehr brauchten.

Erst fünf Tage nach dem Angriff wussten die Frauen mit Sicherheit, dass alle Männer tot waren. Der Rest der Welt erfuhr es zeitgleich mit ihnen. Das Internet war noch Zukunftsmusik, doch Zeitungen und Radios trugen die Berichte über die vermissten Amerikaner in die ganze Welt, und Tausende beteten für ihre sichere Rückkehr.

Missionare waren damals nicht nur aus der Zeit gefallene Kuriositäten, die man am Rande der Gesellschaft duldete. Das *Life*-Magazin, eins der wichtigsten Massenmedien in jenen Tagen, schickte schnellstmöglich seinen besten Fotojournalisten für einen Bericht nach Ecuador. Er schloss sich dem Suchtrupp von ecuadorianischem und US-amerikanischem Militär, Missionaren und Quechua-Indianern an, der den Dschungel mit geladenen Waffen nach den vermissten Männern durchforstete. Weder sie noch die Frauen, die auf der Missionsstation warteten, gaben die Hoffnung auf, dass es Überlebende gab. Doch dann fanden sie einen nach dem anderen im Fluss – die tödlichen Speere steckten noch in dem, was von ihrem Körper übrig geblieben war. Identifiziert werden konnten sie nur

anhand ihrer Eheringe, Armbanduhren und zerfetzten Kleidung.

»Gehet hin in alle Welt«, zitierte das *Life*-Magazin in seinem Artikel die Bibel. »Fünf tun's, und sterben.«<sup>1</sup>

Einige Monate später beauftragte der etablierte New Yorker Verlag *Harper & Brothers* die junge Witwe Elisabeth Elliot damit, einen Bericht über das Leben der Männer zu verfassen. Diesen schrieb sie in nur sechs kurzen Wochen in einem Hotelzimmer in Manhattan. Unter dem Zeitdruck der Redaktion verknüpfte sie geschickt die Tagebücher der Missionare mit anderen Texten; der rote Faden war dabei ihre wachsende Überzeugung, dass Gott wollte, dass sie mit einem Stamm Kontakt aufnahmen, der dafür bekannt war, alle Fremden zu töten. Die Geschichte über die Pläne der Männer, ihre Familien und die Entwicklung, die immer schneller auf das Ergebnis zulief, das die Leser bereits kannten – auf dem Fluss treibende durchbohrte Körper –, war eine dramatische und unvergessliche Lektüre. *Durchs Tor der Herrlichkeit* mit seinen beeindruckenden Schwarz-Weiß-Fotos stand schnell an der Spitze der Bestsellerlisten und gilt noch heute als eins der einflussreichsten christlichen Bücher des 20. Jahrhunderts.

Elisabeth Elliot mag Missionarin, Linguistin, Ehefrau und Mutter gewesen sein, doch *Durchs Tor der Herrlichkeit* offenbarte, was sie außerdem noch war: eine begabte Autorin. Ihre Texte waren gewandt, unsentimental, kraftvoll. Ihre Aussagen wirkten glaubhaft. Und ihre klarsichtige Darstellung einer Reihe von Menschen, die entschlossen waren, Gott um jeden Preis zu gehorchen, faszinierte eine ganze Generation.

Elisabeth sollte im Verlauf ihres Lebens noch Dutzende weiterer Bücher schreiben. Sie sprach auf Konferenzen, Freizeiten und Seminaren auf der ganzen Welt, dreihundert Tage im Jahr – und neben all dem moderierte sie noch über viele Jahre hinweg eine Radiosendung. Die *New York Times* nannte sie eine »mit Ausdauer der Tragödie trotzen Missionarin«. Jahrzehntelang

wurden Hörer und Leser von ihr herausgefordert, erzürnt, aufge-  
weckt und ermutigt.

All das begann in den 1950er-Jahren, als Frauen gestärkte Klei-  
der, Haarklammern und Perlen trugen. Dschungelmissionare  
waren da keine Ausnahme.

Nach dem Tod der Missionare kehrte Elisabeth aufrecht und  
im ordentlichen Blusenkleid zu ihrer Arbeit unter den Que-  
chua-Indianern zurück, wo Jim und sie eine Gemeinde ge-  
gründet hatten. Elisabeth gab Unterricht, half im medizini-  
schen Bereich und arbeitete mit einheimischen Gläubigen an der  
Bibelübersetzung – jetzt unter der Leitung eines indigenen Pas-  
tors, den Jim geschult hatte. Ihre Tochter Valerie, die beim Tod  
ihres Papas zehn Monate alt gewesen war, war nun ein Klein-  
kind. Während ihres Dienstes unter den Quechuas sprach Elisa-  
beth einige ungewöhnliche Gebete. Eins davon ging ungefähr so:  
»Herr, wenn du willst, dass ich etwas wegen der Waorani unter-  
nehme – was es auch sei –, ich bin bereit.«

Eines sonnigen Tages im Jahr 1957 verließen zwei Waorani-  
Frauen ihr Stammesgebiet und kamen in ein abgelegenes  
Quechua-Dorf. Daraufhin wanderten einige Quechua-Män-  
ner zu Elisabeths Wohnort, um sie möglichst schnell über  
diese ungewöhnliche Entwicklung zu informieren. Elisabeth  
ließ ihre Tochter Valerie bei einer Freundin, packte schnell  
das Nötigste in ihr Tragenetz und lief sechs Stunden zu der  
Siedlung, wo die Frauen aufgetaucht waren. Sie brachte die  
zwei Waorani-Frauen mit zurück und ließ sie bei sich wohnen.  
In den folgenden Monaten fing sie an, ihre Sprache zu ler-  
nen – langsam. Nach einer Weile wollten die beiden indigenen  
Frauen wieder gern zu ihrem Stamm zurückkehren. Schließ-  
lich luden sie Elisabeth und ihre Missionarskollegin Rachel  
Saint (die Schwester von Nate Saint) ein, mit ihnen bei den  
Waorani zu leben.

Die meisten von uns hätten eine sichere Garantie dafür ver-  
langt, dass ein Treffen zwischen dem gewalttätigen Stamm und

den nordamerikanischen »Fremden« besser ausgehen würde als zuletzt im Januar 1956. Doch es gab keine.

Nach viel Gebet und seitenlangen fieberhaften Tagebuch-Erörterungen glaubte Elisabeth Elliot, dass Gott sie tatsächlich zu einem Leben mit dem Stamm rief. So zog sie mit ihrem kleinen blonden Töchterchen noch tiefer in den Dschungel, ... um genau die Menschen zu treffen, die ihren Mann und ihre Freunde getötet hatten.

Als Elisabeth und Rachel zu ihnen kamen, lernten viele der Waorani – und fast jeder der Männer, die die Missionare erstochen hatten – eine neue Lebensweise kennen. Sie sahen, dass Elisabeth und Rachel den Tod ihrer Lieben nicht rächen wollten. Sie sahen, dass Vergebung der Weg war, um aus der endlosen finsternen Gewaltspirale auszubrechen, die ihren Stamm fest im Griff hatte. Viele entschieden sich gegen ihre Speere und dafür, Jesus zu folgen, der für ihre Sünden durchbohrt worden war, und auf Gottes Wegen zu gehen.

Im Januar 1956 war ich noch nicht auf der Welt, aber wie Elisabeth wuchs ich in einer christlichen Familie auf, die ständig Missionare aus fernen Ländern beherbergte. Exotische Kulturen begannen mich sehr zu interessieren. Es begeisterte mich, wie der Heilige Geist unaufhaltsam Menschen zu Jesus hinzog, unabhängig von ihrem Hintergrund oder Umfeld. Ich fragte mich: Wie läuft so etwas *wirklich* ab?

Als Teenager las ich einige Bücher von Elisabeth Elliot, doch ich glaubte nicht, nach den Prinzipien, die sie vertrat, leben zu können. Als ich neu im Berufsleben war, hielt sie oft Vorträge bei meinem damaligen Arbeitgeber *Prison Fellowship*\* sowie in meiner Gemeinde in der Nähe von Washington. Sie war wortgewandt und gedanklich präzise, groß, Respekt einflößend und streng. Ohne jeden Schnickschnack. Ich bewunderte sie sehr,

---

\* Anmerkung des Herausgebers: Eine gemeinnützige christliche Gefängnisarbeit in den USA.

aber ich war mir nicht sicher, ob ich sie mochte. Ich ahnte ja nicht, dass ich eines Tages ihre Biografie schreiben und nicht nur die Wurzeln ihrer rigorosen Selbstdisziplin, sondern auch ihre Verspieltheit, große Naturverbundenheit, Leidenschaft, ihren exzellenten Sinn für Ironie und ihren unentbehrlichen, tiefgründigen Humor entdecken würde. Ich bewundere sie immer noch, doch jetzt mag ich sie auch wirklich.

Warum ist es so wichtig, ihre Geschichte jetzt zu erzählen?

Die Leser, die Elisabeth Elliot bereits schätzen, werden hier vielleicht ein Vorbild entdecken (oder wie sie es gern nannte: »sichtbares Beispiel«), das tiefgründiger, komplexer und uns zugleich näher und nachvollziehbarer ist, als vielleicht erwartet. Jene, die sie wegen ihrer zum Teil »traditionalistischen« Ansichten ablehnen oder die ihre Bücher über das Frausein nicht leiden können, werden vielleicht eine Person vorfinden, der sie zwar nicht zustimmen, doch deren glaubwürdiges geistliches Streben sie bewundern können.

Und was ist mit all denen, die nie von ihr gehört haben? An einem kalten, stürmischen Tag lief ich über den Campus des *Wheaton College*, das einst eine Art evangelikales Mekka und die Ausbildungsstätte vieler christlicher Leiter des 20. Jahrhunderts (inklusive Jim und Elisabeth Elliot) war. Ich stand Kaffee schlürfend neben einem Studentenwohnheim namens »Saint and Elliot«.

»Entschuldigen Sie, ich mache eine Umfrage«, sprach ich vorbeigehende Studenten an. Sie nahmen sich bereitwillig kurz Zeit.

»Wissen Sie, wer Elisabeth Elliot ist?«

Die Antwort war fast immer die gleiche: »Nein, leider nicht! In welchem Jahr ist sie denn?«

Dann versuchte ich es jeweils mit: »Und Jim Elliot?« (Dass das Gebäude neben uns nach ihm benannt war, erwähnte ich nicht.) Ein paar Studenten nickten und dachten vielleicht an das große Wandbild in ihrem Studentenzentrum, wo Wheaton-Absolven-

ten wie Jim abgebildet sind, die heldenhafte Dinge für Christus und sein Reich getan haben.

»Ach ja, der Typ, der mit einem Speer getötet wurde, oder?«

Nach Elisabeths Tod im Jahr 2015 besuchte ich ihr Haus an der felsigen Nordküste Bostons. Dort lag ein langer Gegenstand auf dem Boden neben einem Heizungsrohr.

Ich fragte, ob ich ihn aufheben könnte.

Ein Speer, einer von vielen, der Jim Elliot getötet hatte.

Mein Herz schlug schneller. Das glatte Holz, das Gewicht des 2,5 Meter langen Schaftes, die flache, scharfe, mit Widerhaken versehene Spitze ... Es war ein einzigartiger Moment, diesen Gegenstand zu halten, der von einem geistlichen Vorgang in den himmlischen Örtern sprach, den ich nicht mal ansatzweise begreifen konnte.

Als ich in Elisabeth Elliots Haus mit ihren Lieblingsbüchern, ihrem Klavier, ihren Teetassen und dem rauen Meer gleich hinter der Fensterfront stand, wusste ich, dass diese lang zurückliegende Tragödie im Dschungel nur ein Teil ihrer Geschichte war. Bei Elisabeth waren – wie bei jedem – die dramatischsten Momente wohl weniger entscheidend als vielmehr die Treue im Alltag, die den Verlauf eines mutigen menschlichen Lebens kennzeichnet, das völlig Christus unterworfen ist.

Diese tapfere Frau des Glaubens wollte ich einer Generation vorstellen, die sie nicht kennt. War sie perfekt? Auf keinen Fall. War sie fest dazu entschlossen, ihr Leben mit Volldampf für Christus zu leben, ohne Kompromisse? Ja. Sie war wissbegierig, intellektuell redlich und unerschrocken – nicht nur davor, bei nackten Menschen zu leben, die sie im Schlaf töten konnten, sondern auch davor, dass die Suche nach Wahrheit sie zu einer unbequemen Antwort führen konnte.

Hier soll nicht weiter auf das viel bemühte Thema der Generationsklischees eingegangen werden, doch uns »Babyboomern« wird nachgesagt, dass viele – nicht alle – in Lagern denken, also dass wir dazu neigen, uns eine Gruppe zu suchen

und sie nicht mehr zu verlassen. Insbesondere innerhalb der christlichen Szene wurde vielen von uns von klein auf beigebracht, wer die richtige Lehre hatte und wer nicht. Wer wiedergeboren war und wer nicht. Hatte eine evangelikale Gruppierung einen bestimmten »Stempel« für sich genehmigt, war alles gut. In der Glanzzeit der evangelikalen Verlage waren die Bestsellerlisten voll von weißen Männern (und ein paar weißen Frauen), deren Bücher so ziemlich alles hätten enthalten können. Solange ein anerkannter Name auf dem Cover stand, war der Absatz gesichert.

Der Name Elisabeth Elliot gehörte dazu. Doch eigentlich hat sie mehr mit den Millennials und jüngeren Generationen gemeinsam als mit den Babyboomern, die ihre Bücher damals kauften.

Im Gegensatz zu Boomern sind jüngere Christen in der Regel skeptischer. Sie achten nicht auf das Gütesiegel irgendeiner Autoritätsperson oder darauf, ob eine bestimmte »Marke« genehmigt ist. Sie beurteilen Dinge nach ihrem Wert, egal woher sie stammen, und entscheiden auf dieser Grundlage.

Elisabeth Elliot dachte genauso. Sie sprach über Dinge, von denen sie glaubte, dass Gott ihr darin Erkenntnisse geschenkt hatte, und scherte sich nicht um Ärger aus konservativen oder progressiven Lagern. Sie redete niemandem nach dem Mund. Sie reiste in den Nahen Osten und schrieb über das, was sie dort sah; nicht, was sie sehen sollte. Sie hatte einen erstaunlich »modernen« Blick auf die Kulturen der indigenen Völker im Amazonas-Regenwald und versuchte stets, zwischen Glaubenswahrheiten und kulturellem Erbe zu unterscheiden. Sie regte sich über Triumphalismus oder sentimentalen Kitsch in Missionarsberichten auf. Sie bemühte sich darum, bei der Wahrheit zu bleiben, auch wenn niemand die ungeschönte Version hören wollte.

Sie war alles andere als perfekt. Sie beging viele Fehler, sowohl private als auch solche, die aufgrund ihrer Rolle als bekannte Autorin und Rednerin öffentlich diskutiert wurden. Sie be-

trauerte ihre Ausrutscher und Irrtümer, doch sie fiel nicht in die Falle ermüdender Selbstreflexion.

*Ach*, klagte sie ihrem Tagebuch, *ich bin lächerlich; Gott helfe mir!* Und dann ging sie wieder ans Werk – wie der Apostel Paulus, der es betrauerte, dass er ein elender Mensch war, aber nicht dort stehen blieb. Bei Paulus drehte sich alles um Christus. Das Gleiche galt für Elisabeth Elliot.

Sie fühlte sich bei einer Ausstellungseröffnung unter New Yorker Intellektuellen ebenso wohl wie in einer Dschungelhütte umgeben von nackten Indianern – an beiden Orten kam sie sich vor wie eine Außenseiterin. Am wohlsten fühlte sie sich in ihrem eigenen Zuhause, und obwohl sie eine produktive Autorin war, hätte sie doch viel lieber ihre Teetassen abgewaschen und im Salon Staub gewischt, als am Schreibtisch zu sitzen. Sie liebte eine Welt, in der es noch anständige Salons und Porzellantassen gab und beklagte deren Niedergang.

Sie schwelgte sowohl in uralten mystischen Geschichten als auch in avantgardistischen Romanen. Sie begeisterte sich für die großen Werke der Antike und las Plato und Sophokles im griechischen Original, und sie liebte es, am Flughafen Unterhaltungen in verschiedenen Mundarten mitzubekommen. Sie hatte das Talent, jeden vom britischen Königshaus bis zum New Yorker Taxifahrer in Akzent, Tonfall, Wortwahl und Sprachmuster imitieren zu können.

Und doch verlor sie in den letzten, schwachen Jahren ihres einst blühenden Lebens ihre Sprache völlig und versank in der Stille ihrer Demenzerkrankung.

Sie war eine Person, die es mit Gelassenheit akzeptierte, dass der Herr gibt und wieder nimmt. Von ihrem vielschichtigen Persönlichkeitstyp her neigte sie nicht dazu, Gefühlen viel Raum zu geben. Manche dachten, das hieße, sie hätte keine. Ihre Tagebücher zeigen etwas anderes. Sie hatte wilde, leidenschaftliche, manchmal unbändige Emotionen. Aber dennoch entsprangen ihre Handlungen nicht dem Auf und Ab ihrer Gefühle, sondern

dem, was sie für Gottes Willen hielt. Als Studentin an einem gemischten College hieß das: *Liebe diesen Mann ... aber warte fünf Jahre lang darauf, dass er sich entschließt, dich zu heiraten.* Als junge Witwe: *Geh in den Dschungel und lebe bei dem Stamm, der deinen Mann und seine Mitstreiter umgebracht hat. Und nimm deine kleine Tochter mit.*

Ihr Leben spielte sich in so unterschiedlichen und exotischen Umgebungen ab wie Palmwedelhütten im Amazonas-Regenwald (lange bevor das als schicker Ökotourismus galt) und Cocktailpartys in Manhattan. Sie war von einer nackten Dschungelfrau mit einem zahmen Affen auf dem Kopf genauso fasziniert wie von einer feinen Dame, die Champagner nippend ihren Terrier streichelt. Ihre Geschichte enthält all das, wofür die vielen Erzählungen vom gewaltsamen Tod ihres ersten Mannes sie bekannt gemacht haben: die Disziplin und das geduldige Ausharren im Leid. Aber ihre höchste Errungenschaft war nicht, diesen vernichtenden Schlag zu überstehen. Sie bestand darin, an allen Tagen – sowohl den hochdramatischen als auch den öden, die jeder Mensch durchlebt – sich selbst zu sterben, damit die Seele sich entfalten kann.

Das Thema Tod bestimmt den Handlungsbogen ihres Lebens. Das klingt nicht sehr heiter, doch wenn Elisabeth Elliot eine paradoxe Eigenschaft hatte, die ihren Wesenskern ausmachte und ihr Kraft gab, dann war das eine gesunde Bereitschaft, zu sterben. Immer wieder, so Gott wollte, und immer im Glauben an seine Verheißung, dass jedem Tod echtes, robustes, beflügelndes Leben entspringt.

Vielleicht finden wir ihr Verständnis der Geschlechterrollen richtig oder falsch. Vielleicht werden wir mit ihrer manchmal kühlen Art warm, vielleicht auch nicht. Manch einer mag sich über Jim Elliots schwer nachvollziehbare Entscheidungen im Verlauf ihres Kennenlernens aufregen. Dennoch können wir in all dem den eisernen Kern dieser bemerkenswerten Frau bewundern – und davon lernen. Sich selbst zu sterben und sein

Kreuz auf sich zu nehmen, um Jesus nachzufolgen – koste es, was es wolle – war für sie ein biblischer Auftrag, der Gehorsam verlangte. Punkt.

Darum behandelt ihre Biografie das Leben und die Tode (Plural!) von Elisabeth Elliot. Ihre These, dass wir uns selbst sterben sollen und auch nur im Sterben echtes Leben finden, prägte ihre Haltung zu Lebensentscheidungen, Zeiteinteilung, Risikovermeidung, öffentlicher Meinung ... zu allem. Deswegen war sie radikal. Und deswegen ist ihr Leben auch heute noch relevant. Vielleicht lehnen wir manche ihrer Folgerungen ab; wenn wir jedoch der Bibel glauben, wohl kaum ihre zugrundeliegende Motivation.

Ihr langes Leben hatte zu viele Kapitel, als dass ein Buch sie angemessen behandeln könnte. Ihre ersten Jahrzehnte, die durchzogen sind von Liebe und Verlust, unkonventionellen Entscheidungen und ihrem spannenden geistlichen Weg als Mensch, fügen sich so gut zu einem Band zusammen, dass man fast meinen könnte, Elisabeth hätte sich bei ihrem Lebenslauf gezielt an den Bedürfnissen eines Biografen ausgerichtet.

So erzählt dieses Buch nun die bewegte Geschichte von Elisabeth Elliots Anfängen bis hin zu ihren Abenteuern im ecuadorianischen Dschungel. Der nächste Band setzt sie dann fort: die späteren Jahre des Reisens und Schreibens, ihr Einfluss auf dem christlichen Ideenmarkt, ihr Mut zur Kontroverse, die Ehe in der Lebensmitte mit unvorhersehbarer Leidenschaft und Freude, der herbe Verlust, die überraschende und langlebige dritte Ehe, weltweite Vortragsanfragen, ihr starkes öffentliches Auftreten und ihre privaten wunden Punkte; schließlich das schreckliche Durchleben dessen, was sie am meisten fürchtete: den Verlust ihrer geistigen Leistungsfähigkeit.

Elisabeth kannte die Schwierigkeiten eines Biografen. In ihrem wenig bekannten Lebensbericht über den Gründer der *Latin America Mission*, einen komplizierten Mann namens Kenneth Strachan, schrieb Elisabeth:

Es ist eine entsetzliche Last, die der Biograf sich aufbürdet. Was immer er tut, ist ein Urteil – über die betreffende Person vor allem, über den Biografen selbst und über jeden, der mit der Person verknüpft ist.<sup>2</sup>

Als sie darum gebeten wurde, über Strachans Leben zu schreiben, sagte sie, sie könne es nicht, »außer man ließe mir darin volle Freiheit, so über ihn zu schreiben, *wie ich ihn sah*«.

Diese Freiheit wurde ihr gewährt; ebenso wie mir bei meinem weniger gewandten Versuch, über Elisabeth Elliot zu schreiben.

Zum Schreiben einer Biografie braucht man natürlich viel mehr als nur Entscheidungsfreiheit, insbesondere bei einer Geschichte, die einigen sehr vertraut, anderen völlig unbekannt ist. Manche werden sich an dem stören, was ich weglasse, andere an dem, was ich erwähne. Ein Biograf, der es ernst meint, ist zum Scheitern verurteilt.

Doch hier halte ich es ganz mit Elisabeth. Auf die Strachan-Biografie bezogen, sagte sie:

Und so fing ich an – bemüht darum, die Wahrheit über diesen Mann zu *entdecken*, nicht zu konstruieren. Durch seine eigenen Schriften und die Berichte derer, die ihn kannten, zeichneten sich vor mir die ungenauen, manchmal offenbar willkürlichen Umrisse des Lebens ab. [...] Immer wieder war ich versucht, danach zu fragen, wie meine Leser diesen Mann gern hätten, oder wie ich ihn gern hätte, oder für wen er selbst sich hielt – und all diese Fragen musste ich zugunsten der einzig relevanten ignorieren: Ist das wahr? Ist es wirklich so gewesen? Und natürlich ist das die Frage, die jeder Autor, egal welcher Art von Literatur, sich fortwährend stellen muss.<sup>3</sup>

Zum Schluss schrieb Elisabeth: »Ich habe versucht, die Fakten offenzulegen, um die Frage ›Ist er so gewesen?‹ mit so viel Auf-

richtigkeit, Mitgefühl und Klarheit zu beantworten, wie ich nur habe.«<sup>4</sup>

Bei meinem Versuch, die Fakten zu Elisabeth Elliot offenzulegen, habe ich unbeschreiblich viel Hilfe von denen bekommen, die sie gut kannten. Auch ihre eigenen Worte haben mich dabei geführt: die gewandte, gleichmäßige, flüssige Handschrift, die jahrzehntelang ein Tagebuch nach dem anderen füllte, protokollierte natürlich alltägliche Erlebnisse, doch vor allem auch, wie der innere Mensch von jenem Gott geformt und geschliffen wurde, der über alles Buch führt, was geschieht. Da kommt eine Person zutage, von der ich wünschte, die Öffentlichkeit hätte sie besser gekannt.

Diese Tagebücher sind nie veröffentlicht worden. Sie sind leidenschaftlich, witzig, sinnlich, brillant, banal, geistreich, selbstironisch, feinfühlig, kompliziert und immer – nun, fast immer – ganz und gar dem Willen Gottes verschrieben und unterworfen. Koste es, was es wolle. Die zentrale Frage bei Elisabeth war nicht: »Welche Gefühle löst das in mir aus?«, sondern einfach: »Ist das wahr?« Wenn ja, lautete die nächste Frage: »Was muss ich hier tun, um Gott zu gehorchen?« Die Tagebücher, auf die ich mich stütze – und die Beobachtungen anderer –, malen ein biografisches Bild von Elisabeth Elliot. Eine Biografie, besonders eine erzählende Biografie wie diese hier, ist keine Fotoserie mit Momentaufnahmen. Sie gleicht mehr einem Porträt, das die beständige, erkennbare Wahrheit über einen Menschen einfängt. Ich habe als Biografin die Wahrheit über eine Mitreisende gesucht, die uns auf dem Pilgerweg des Lebens schon vorausgegangen ist – in dem Versuch, mit Worten ein Porträt von ihrer Herrlichkeit und Menschlichkeit zugleich zu malen. Es ist keine Hagiografie, Denkschrift oder Analyse ihrer theologischen oder sozialen Ansichten. Es ist eine Geschichte, die ich versucht habe, mit so viel Aufrichtigkeit, Mitgefühl, Klarheit und Nachsicht zu erzählen, wie ich nur habe.



TEIL 2



WACHSEN